Romy Fölck
Totenweg

ROMY FÖLCK

TOTEN WEG

KRIMINALROMAN

LÜBBE

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen

Originalausgabe

Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Ulrike Brandt-Schwarze, Bonn
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de unter Verwendung von Motiven von © www.buerosued.de; © getty-images: Darwin Wiggett | Lee & Jimmy Fisher | EyeEm
Satz: Urban SatzKonzept, Düsseldorf
Gesetzt aus der Garamond
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7857-2622-8

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe. Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

Für meine Eltern
Renate und Karlheinz Fölck

Hamburg, August 1998

Er blickte auf das Nokia, das in seiner Hand vibrierte, steckte es ein, zog es wieder heraus und nahm den Anruf an. Nickte, während die Krankenschwestern mit hektischen Schritten einen Bogen um ihn schlagen mussten, weil er ihnen im Weg stand. Haverkorn ging nicht zur Seite, hörte schweigend zu, sagte dann: »Okay, ich komme«, und drückte den Gesprächspartner weg. Lange sah er den glänzenden Flur hinab, über den seine Frau vor einigen Minuten gegangen war. Nichts war je so niederschmetternd gewesen wie dieses Gefühl der Endgültigkeit, als sie ihn zum Abschied geküsst hatte. Nie hatte er sich so verraten gefühlt.

Zwanzig Minuten später verließ er mit dem Auto die Stadt. Das flache Land beruhigte ihn. Er reagierte mechanisch, kuppelte, gab Gas, bremste. Er dachte nichts, er fühlte nichts. Ein Vakuum, das ihn davon abhielt, den Wagen an einen der Bäume zu lenken, die am Straßenrand standen. Er fuhr ein paar Kilometer am Deich entlang, überquerte eine Drehbrücke und bog irgendwann in den Feldweg ein, den ihm der Anrufer beschrieben hatte. »Totenweg« nannten ihn die Marschbewohner. Es war, als wollten sie ihn verspotten.

»Wir sind fertig. Du kannst rein, Bjarne«, begrüßte ihn der Leiter der Kriminaltechnik.

Haverkorn nickte ihm zu. Er stieg über das Flatterband, das leise im Wind knatterte. Die Wolken hatten sich verdichtet, seit er Hamburg verlassen hatte. Es würde Regen geben. Schon der ganze Juli war verregnet gewesen, und der August begann nicht viel besser.

Seine Kollegen machten ihm schweigend Platz. Entsetzen und Ratlosigkeit in den Gesichtern. Er blieb einen Moment vor

der geöffneten Tür stehen, die zum Fundort der Leiche führte. Er atmete tief durch und versuchte, seinen Puls zu beruhigen. Dann betrat er das heruntergekommene Backsteingebäude.

»Ein alter Stall, der nicht mehr benutzt wird«, hatte ihm sein Kollege am Telefon gesagt. »Mitten in der Marsch. Kaum zu glauben, dass sie dort so schnell gefunden worden ist.«

Der schäbige Innenraum wurde durch Scheinwerfer ausgeleuchtet und hob den Körper hervor, der auf dem nackten Steinboden lag. Haverkorn blieb stehen und ließ das Bild auf sich wirken. Innerlich rüstete er sich, dem toten Mädchen ins Gesicht zu blicken. Er ging weiter und atmete durch den Mund, um die Übelkeit zu unterdrücken. Sah hinunter auf den nackten Torso, die verdrehten Beine, die Strangmarke am Hals. Am schlimmsten war das Gesicht, bläulich, aufgeschwemmt, eine wächserne Maske des Todes.

Er hockte sich neben den Leichnam. Der Anblick des aufgedunsenen Gesichtes war furchtbar, aber er brauchte das. Dieses Bild brannte sich in seine Netzhaut ein. Es würde wie ein Motor sein, der ihn antrieb, bis der Täter gefasst war. Oder bis er selbst unter der Erde lag. Er würde denjenigen finden, der dem Mädchen das angetan hatte. Der ihm die Möglichkeit genommen hatte, ein langes und erfülltes Leben zu führen.

»Bjarne, der Bestatter ist da.« Der Kollege stand direkt hinter ihm. Er wartete einige Sekunden, bis er ihm die Informationen zuflüsterte, als könne das tote Mädchen sie hören. »Marit Ott, sie war vierzehn. Lebte drüben im Dorf. Die Eltern wissen schon Bescheid.«

Haverkorn stand auf und drehte sich um. Er ächzte leise. »Ich bin fertig. Ihr könnt sie wegbringen lassen.«

Er ging hinaus. Erste Tropfen klatschten auf seinen Wagen, als er einstieg. Lange starrte er durch die Scheibe in den Regen, ohne zu wissen, wohin er nun fahren sollte.

1

Der Umkleideraum war leer. Frida zog die Tür hinter sich zu und knöpfte erschöpft die Uniform auf. Sie hatte viele Jahre im Streifendienst gearbeitet, bevor sie 2015 das Studium an der Hamburger Polizeiakademie begonnen hatte. Aber diese Praktikumswochen im Polizeikommissariat 11 schlauchten sie zunehmend. St. Georg war ein heißes Pflaster. Bei jedem einzelnen Einsatz musste sie hoch konzentriert sein. Und das, obwohl sie sich nach ihrer Schicht auf Streife die Nächte mit dem Lernen für die Abschlussprüfung an der Akademie um die Ohren schlug.

Frida öffnete den Spind und nahm ihr Smartphone aus einem Fach. Drei Anrufe in Abwesenheit. Einmal Kai, der sich wahrscheinlich mit ihr verabreden wollte. Zweimal die Nummer ihrer Eltern. Frida zögerte. Legte das Smartphone auf die Bank, zog die Schuhe aus. Sie nahm es wieder in die Hand und wählte die Nummer in der Elbmarsch.

»Frida, endlich!« Marta Paulsen klang erleichtert.

»Mama, ist was passiert?«

»Ich wollte nur mal deine Stimme hören. Du meldest dich ja nie!«

»Ich hab viel zu tun.«

»Wir auch. Dein Vater arbeitet sechzehn Stunden am Tag.«

Frida schwieg.

»Seit dem Sommer versprichst du, auf den Hof zu kommen.«

»Sobald ich ein Wochenende frei habe, besuche ich euch.«

»Das sagst du seit Monaten! Wenn du noch länger wartest, sind wir gestorben.«

Frida seufzte. »Du übertreibst.« Nach ein paar Sätzen beendete sie das Telefonat. Warum fuhr sie nicht für einen Nachmittag in die Marsch? Ihre Mutter würde ohnehin nicht lockerlassen, bis sie für ein paar Stunden zu ihnen kam.

Sie schrieb Kai eine Nachricht, dass sie am Abend gern etwas kochen würde. Hoffentlich schnitt er nicht wieder das Thema an, weshalb sie bei ihrem letzten Treffen nach dem Sex gegangen war. *Warum machen wir es nicht öffentlich? Wollen wir uns nach einer gemeinsamen Wohnung umsehen?*

Frida gefiel es, wie es zwischen ihnen war. Ungezwungen und unverbindlich. Zu viel Nähe ertrug sie nicht. Keiner sollte wissen, dass sie etwas miteinander hatten. *Don't fuck the company.* Das brachte immer Schwierigkeiten, etwas mit einem Kollegen zu haben. Wenn Kai das nicht verstand, würde sie es beenden. Was immer »es« auch war.

Sie zog sich um und warf den Spind zu. Dann las sie Kais Antwort im Eingang. *Worauf hast du Lust?*

Sie schrieb: *Auf dich und ein schönes blutiges Stück Fleisch.*

†

Das Gebäude der Polizeiakademie am Braamkamp war ein grauer fünfstöckiger Bau. Er grenzte an das Polizeigelände in der Carl-Cohn-Straße, in dem einige Hundertschaften der Hamburger Bereitschaftspolizei stationiert waren. Vor einigen Jahren waren die Hochschule der Polizei und die Landespolizeischule zur Polizeiakademie zusammengelegt worden. Laut einem damaligen Presseartikel war es ihr Ziel, die Studenten nicht nur auszubilden, sondern auch zu formen. Frida hatte dieser Satz ein Lächeln abgerungen. Als ob man erwachsene Menschen noch formen konnte. Sie hatte sich kurz darauf selbst an der Akademie beworben und den Einstellungstest bestanden. Die zehnjährige

Erfahrung bei der Schutzpolizei war neben ihren exzellenten Klausurergebnissen und der hervorragenden Beurteilung ihres Vorgesetzten ausschlaggebend gewesen, dass sie sofort zum Studium zugelassen worden war. Nun war sie im vierten Semester und absolvierte den Praxisteil am Polizeikommissariat.

Frida stellte ihren klapprigen Jeep auf dem Parkplatz ab und lief die Stufen hinab, die zum Hintereingang des Polizeiausbildungszentrums führten. In der Kantine eilte sie an den Getränke- und Snackautomaten vorbei, vor denen ein paar Studenten im Gespräch standen. Sie erkannte einen ihrer Kommilitonen und nickte ihm, ohne stehen zu bleiben, zu.

Die Kantine war ein offener Raum mit hohen Fenstern, in dem der warme Ton von Fußboden und Möbeln dominierte. Ein leichter Essensgeruch lag in der Luft, obwohl die Ausgabe längst dichtgemacht hatte. Am Durchgang zum Treppenhaus prangte ein wandhohes Wappen der Akademie. Frida hatte eine Gänsehaut bekommen, als sie zum ersten Mal durch diese Tür getreten war. Heute fühlte sie sich beim Anblick des Wappens bestätigt, dass ihre Entscheidung für dieses Studium richtig gewesen war.

Die Bibliothek, die im ersten Stock lag, schloss in einer halben Stunde. Frida nahm zwei Stufen auf einmal.

»Hi, Frida, was machst du hier? Ich denke, du bist im PK 11?« Jasmin Yildiz, eine Mitstudentin mit türkischen Wurzeln, war hinter ihr hergelaufen.

Frida blieb stehen. »Ja, stimmt. Ich will in der Bibliothek ein paar Unterlagen für Kriminalistik kopieren. In Beweislehre und Tatortarbeit hab ich bisher zu wenig für die Prüfung gemacht.«

»Ach, komm, du bist die Beste in Kriminalistik, das weiß jeder!«

»Lernen für die Prüfung muss ich trotzdem.«

Jasmin setzte ein spöttisches Gesicht auf. »Du gehst wirklich

zur Kripo, wenn du fertig bist? An den Schreibtisch? Wird dir die Straße nicht fehlen?«

»Ich bin fast zehn Jahre Streife gefahren. Wird Zeit für Veränderung.«

Jasmin zeigte ihr strahlendes Lachen. Sie war eine Schönheit und wusste ihre Reize einzusetzen. Mit Anfang zwanzig machte sie die Ausbildung für den Laufbahnabschnitt I, um zur Schutzpolizei zu gehen. »Dann wenigstens die Uniform?«

»Die wird mir sicher fehlen.« Frida hatte die Uniform immer gern getragen. Sie war wie ein Schutzpanzer und ein Ausdruck ihrer Zugehörigkeit. Die Jahre auf Streife hatten sie gefordert und härter gemacht, hatten ihrem Leben einen Sinn gegeben. Aber ihr hatte lange Zeit ein richtiges Ziel gefehlt, eine neue Herausforderung. Letztendlich hatte sie sich für ein Studium zum Laufbahnabschnitt II entschieden, der noch vor wenigen Jahren gehobener Dienst genannt wurde. Mit einunddreißig war sie eine der ältesten Studentinnen an der Polizeiakademie.

»Und wie ist St. Georg? Tatsächlich so abgefahren, wie man hört?«

Frida zuckte die Schultern. »Ganz okay«, wich sie aus. »Jasmin, ich bin spät dran. Die Bibliothek macht gleich zu.«

»Alles klar! Viel Glück für deine Prüfung!« Jasmin lief wieder hinunter zur Kantine, aus der lautes Lachen drang.

Frida betrat die Bibliothek und zog die Bücher aus dem Regal, die sie für die Vorbereitung brauchte. In drei Wochen stand die nächste Klausur der Abschlussprüfung an. Sie war eine der Besten ihres Lehrgangs, aber das zählte in einer Prüfung nicht. Dort musste sie erneut zeigen, was sie konnte, und sie würde nichts dem Zufall überlassen. Ehrgeiz war nichts für Bequeme. Nach dem Steak und dem Sex mit Kai würde sie in der Küche ein paar Stunden lernen. Meistens schlief er nebenan, während sie ihr Lernpensum absolvierte. Sie hatte seit Wochen zu wenig Schlaf

bekommen. Aber das war es ihr wert, wenn sie es dafür irgendwann zur Kriminalpolizei schaffte.

†

Frida brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass das Vibrieren des Smartphones sie aus dem Schlaf gerissen hatte. Kai lag neben ihr und rührte sich nicht.

Mit einem unguten Gefühl griff sie nach dem Smartphone, das beharrlich auf dem Beistelltisch erzitterte. Ein Geräusch, das ihr unter die Haut ging. Das nichts Gutes bedeutete in der Nacht. Eine unbekannte Hamburger Festnetznummer. Sie wischte über das Display. »Paulsen?«

»Frida …«, flüsterte ihre Mutter.

»Mama? Was ist denn?«

»Papa …«

»Was ist mit ihm?«, fragte sie.

Ihre Mutter schluchzte. »Jemand hat ihn niedergeschlagen.«

»Was?«

»Er ist in der Nacht vom ›Marschhus‹ nicht nach Hause gekommen …« Sie weinte einen Moment ins Telefon. Frida schloss die Augen und hatte das Gefühl zu fallen. Die Stimme ihrer Mutter war wieder da. »Ich hab ihn im Regen mit der Taschenlampe gesucht. Er lag im Straßengraben. Fast hätte ich ihn übersehen. Sein Kopf war so … blutig.«

»Wo ist er?«

»Im Krankenhaus … in Eppendorf. Er wird operiert.«

»In der Universitätsklinik?«

»Ja.« Wieder ein Schluchzen. »Beeil dich, Frida. Die Ärzte wissen nicht, ob er die Nacht überlebt.«

†

Die Stunden liefen an Frida vorbei wie die Szenen eines schlechten Films. Der sterile Gang, auf dem sie warteten, der penetrante Krankenhausgeruch, den sie irgendwann nicht mehr wahrnahm, das Wandern des Zeigers der Uhr an der Wand, die Tränen ihrer Mutter. Eine Nachtschwester hatte ihnen ein freies Zimmer angeboten, um die mehrstündige Operation ihres Vaters abzuwarten, aber Marta war nicht dazu zu bringen gewesen, sich auch nur einen Meter vom Eingang des OP-Bereichs wegzubewegen. Sie wollte so nah wie möglich bei ihrem Mann bleiben.

Das Schlimmste jedoch war die Angst vor einer schlechten Nachricht. Wenn eine Tür aufging, begann Fridas Herz schneller zu schlagen. Bitte sagt, dass er lebt, dachte sie dann. Aber das Krankenhauspersonal kam und ging. Keine Erklärungen zum Zustand ihres Vaters.

Warum spürte man immer erst im Angesicht des Todes, wie sehr man jemanden vermisst hat?

Frida stand auf. Ihr Rücken schmerzte. Das rechte Bein war eingeschlafen. Sie streckte sich, hinkte zum Automaten und zog einen Tee. Marta schlief endlich. Frida hatte eine Schwester um Kissen und Wolldecke für ihre Mutter gebeten, und nun lag Marta, in die Decke gehüllt, auf den Besucherstühlen. Wie eine Obdachlose am Bahnhof Altona, dachte Frida. Aber wenigstens konnte sie so etwas Kraft tanken für das, was morgen auf sie zukam.

Hoffnung oder Schmerz?

Frida lehnte sich an die Wand. Sie sah ihre Mutter an, deren Augenlider im Schlaf flatterten. Marta hatte ihr wieder und wieder erzählt, wie sie Fridtjof im Regen gesucht und im Straßengraben gefunden hatte. Zusammengeknüppelt wie ein Tier.

Wer hatte ihren Vater so zugerichtet? Hatte der Täter ihn nur verletzen oder sogar umbringen wollen?

Um fünf Uhr morgens schwang die Tür zum OP-Trakt auf.

Der Chirurg sah übernächtigt aus. Den Mundschutz hatte er flüchtig nach unten geschoben.

Ein kurzes Lächeln in seinem Gesicht.

Hoffnung, dachte Frida.

»Frau Paulsen?«

»Ja!« Sie ging zu ihm. »Ich bin die Tochter.«

Marta erwachte, richtete sich verschlafen auf. »Was ist?« Verwirrung in den Augen, dann Angst. Sie stand auf.

»Ihr Mann hat die Operation überstanden. Er ist mit einem massiven Schädel-Hirn-Trauma eingeliefert worden. Wir konnten die Blutungen stoppen, aber die nächsten Stunden sind entscheidend.«

»Was heißt das?«, fragte Marta. »Wird er sterben?«

»Bei einer solchen Kopfverletzung kann ich leider keine Prognose stellen. Wir müssen abwarten.« Er sah Frida an, die stumm neben ihm stand. »Ihr Vater ist hier in guten Händen. Fahren Sie nach Hause! Sobald sein Zustand sich verändert, rufen wir Sie an.« Der Chirurg nickte ihnen zu und ging den Gang hinunter.

»Ich rühr mich hier nicht weg!« Marta setzte sich wieder.

»Es hat keinen Sinn zu warten. Papa muss sich von der Operation erholen. Und du musst dich auch ausruhen.«

»Was ist, wenn er stirbt?«, fragte Marta tonlos.

»Das dürfen wir nicht denken, hörst du? Papa schafft das! Er hat die Operation überstanden. Das ist ein gutes Zeichen.«

Sie half ihrer Mutter auf und verließ mit ihr das Krankenhaus, in dem ihr Vater einen Kampf auf Leben oder Tod führte.

2

Die Scheibenwischer glitten in monotoner Gleichmäßigkeit über die Windschutzscheibe. Marta saß starr neben Frida und sah zum Fenster hinaus. Der Morgen dämmerte, als sie durch die Elbmarsch fuhren. Ein sanfter Lichtstreif schob sich hinter den dunklen Regenwolken hervor. Sie hatten seit Minuten kein Wort mehr gesprochen. Aber dieses Schweigen war besser als die wenigen mageren Worte, die sie in den letzten Jahren miteinander gewechselt hatten.

Je näher sie dem Dorf kamen, desto unruhiger wurde Frida. Ihre Schultern verkrampften sich. Es fühlte sich an, als stecke sie in einem engen Korsett, das jemand mehr und mehr zuzog. Das gelbe Ortsschild von Deichgraben schälte sich aus dem Regen. Das Dorf, in dem sie ihre Kindheit verbracht hatte.

Frida blickte nach rechts, wo sich ein schmaler Weg durch die Felder schlängelte. In der Ferne konnte sie die Silhouette eines Backsteingebäudes im Regendunst erkennen. Der alte Viehstall am Totenweg. Der Ort, wo Marit ermordet worden war.

Sie wollte nicht daran denken und richtete ihren Blick nach vorn auf die Reetdachhäuser, die sich unter dem nasskalten Herbstwetter zusammenduckten.

»Wir denken oft an Marit«, nahm ihre Mutter plötzlich das Gespräch wieder auf und riss Frida aus ihren Gedanken. »Glaub nicht, wir hätten das alles vergessen.«

Frida fuhr in den Hof, umkreiste ein Schlagloch und parkte den Jeep vor dem Reetdachhaus, das seit Generationen den Paulsens als Wohnhaus diente. Trostlos war das erste Wort, das ihr in den Sinn kam, als sie den Motor abstellte. Sie war seit Monaten nicht mehr hier gewesen. Das letzte Mal zum Geburtstag ihres Vaters Anfang August. Inmitten der saftigen Natur waren ihr damals die Tristesse und der Verfall des ganzen Anwesens nicht aufgefallen. Umso erschütternder empfand Frida das alles an diesem grauen Morgen. Es waren nicht allein die Schlaglöcher auf dem Hof und die ausrangierten Gerätschaften, die an den Nebengebäuden aufgetürmt waren und zwischen denen das Unkraut wucherte. Auch das Wohnhaus sah heruntergewirtschaftet aus. Der einstmals rote Klinker war verwittert und von Salpeterausblühungen überzogen. Der Putz bröckelte aus den Fugen. Farbe blätterte von Fenstern, Türen und der Holzvertäfelung unter der Dachgaube.

Ihre Mutter blickte auf das Haus und wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. »Was soll denn nun bloß aus dem Hof und der Ernte werden?«

»Darum wird sich Hagen kümmern«, sagte Frida.

Hagen Krohn, der Vorarbeiter ihres Vaters, lebte seit vierzig Jahren mit seinem Sohn bei ihnen, und sie war sich sicher, dass er die Geschäfte des Apfelhofes für eine Weile auch ohne Fridtjof führen konnte.

Marta seufzte und öffnete die Wagentür. »Der arbeitet nicht mehr hier.« Sie stieg aus und warf die Tür hart ins Schloss.

Frida folgte ihr und zog sich die Kapuze über den Kopf. Sie wollte etwas sagen, aber dumpfes Hundebellen übertönte sie. »Mama, was soll das heißen?«, rief sie.

»Dein Vater hat Hagen vor ein paar Tagen rausgeschmissen.« Marta ging zum Scheunentor und zog es auf. Freudig sprang ein ungarischer Hütehund an ihr hoch. »Ist ja gut, Arthur!«

Der Hund setzte mit großen Sprüngen auf Frida zu und bellte kurz. Dann erkannte er sie und tänzelte um sie herum. Sie griff ihm ins Fell und kraulte ihn hinter den Ohren. »Ja, Arthur! Alter Junge, du erkennst mich noch.« Sie blickte zu ihrer Mutter, die das Tor wieder schloss. »Warum hat er ihn gefeuert?«

Marta zuckte die Achseln und schien den Regen gar nicht zu bemerken, der sie schon völlig durchnässt hatte. »Weiß ich nicht. Fridtjof hat nur gesagt, dass sie sich schlimm gestritten hätten.«

»Worüber denn?«

»Das wollte er mir nicht erzählen. Eine ›Männerangelegenheit‹ hat er es genannt.«

Frida lief mit Marta zum Haus. Arthur umkreiste sie schwanzwedelnd. »Ich spreche mit Hagen. Er wird euch sicherlich helfen.«

»Das wird Fridtjof nicht wollen. Und Hagen auch nicht. Sie sind böse im Streit auseinander. Er hat bestimmt längst neue Arbeit gefunden.«

Ihre Mutter betrat das Haus. Die Tür war nicht abgeschlossen. Keine Seltenheit hier auf dem Dorf. Frida blieb auf der ausgetretenen Schwelle stehen. Die Gerüche ihrer Kindheit schlugen ihr aus dem Reetdachhaus entgegen, eine Mixtur aus altem Gemäuer, getrocknetem Schilf und Essensgerüchen. Und noch etwas nahm sie heute wahr: einen Hauch von Fäulnis.

»Du nimmst jetzt das Beruhigungsmittel, das der Arzt dir gegeben hat, und legst dich hin, Mama.«

»Ich muss Hetfield füttern.«

»Das übernehme ich!«

»Ist ja auch dein Pferd!« Ihre Mutter sah sie mit feuchten Augen an. Sie lehnte sich an Frida, der die Berührung unangenehm war. Marta war so klein, dass sie ihr gerade bis zum Kinn reichte. »Ich weiß nicht, wie ich das allein schaffen soll.«

Frida wollte die Arme um ihre Mutter legen, wollte ihr Trost spenden, blieb aber stocksteif neben ihr stehen. Ihre Verbitterung konnten auch die Tränen ihrer Mutter nicht aufbrechen. »Leg dich hin, Mama. Du bist total erschöpft. Danach besprechen wir alles.«

»Es ist schön, dass du wieder hier bist, mein Kind. Der Hof ist doch auch dein Zuhause!«

Es war still im Haus. Ihre Mutter war nach oben gegangen. Arthur lag unter dem Küchentisch und schlief. Frida stellte einen Wasserkessel auf den Gasherd, um Tee zu kochen. Es war kalt in den Räumen. Vielleicht war auch die Übermüdung daran schuld, dass sie fror. Gern hätte sie sich hingelegt, aber sie wollte erst nach Hetfield sehen. Und sie musste überlegen, wie es nun weitergehen sollte. Selbst wenn ihr Vater überlebte, wusste niemand, ob er je wieder auf dem Hof arbeiten konnte.

Frida blieb am Herd stehen, bis das Wasser kochte, und brühte den Tee auf. Die Hände um die Tasse geschlossen, setzte sie sich auf die Bank ans Fenster und zog die Füße hoch. Sie sah hinaus, blies über den dampfenden Tee und nahm vorsichtig einen kleinen Schluck. Noch immer trommelte der Regen gegen die kleinen Scheiben. Die Äste der alten Kastanie im Hof bogen sich im Wind.

Warum hatte jemand ihren Vater heute Nacht auf dem Heimweg vom Gasthof niedergeschlagen? Der Arzt hatte gesagt, der Schlag sei mit einem stumpfen Gegenstand von hinten geführt worden. Ihr Vater habe viel Glück gehabt, dass er ihn nicht sofort umgebracht hatte. Und noch mehr Glück, dass Marta ihn gefunden habe, bevor er im Straßengraben ertrunken oder verblutet wäre. Sein Leben hinge auch jetzt noch an einem hauchdünnen Faden. Es würde ein Wunder brauchen, damit er

wieder vollständig gesund wurde. Wer hasste ihren Vater so sehr, dass er hinterrücks auf ihn einschlug und ihn halb tot im Graben liegen ließ?

Hatte Hagen sich an ihm gerächt, weil er ihm nach so vielen Jahren gekündigt hatte? Frida sah sein stoppeliges Gesicht vor sich, seine lustigen braunen Augen. Er war ihrer Familie gegenüber immer loyal gewesen, ein ruhiger und sanftmütiger Mensch. Er würde nie die Hand gegen jemanden erheben, egal, wie sehr er ihn auch hasste, da war sie sich sicher.

»Hast du das Seil?«, fragte Hagen.

»Ja.« Frida kletterte auf dem Baum noch ein Stück höher. »Hierhin?«

»Ja, das reicht. Da, nimm den starken Ast.«

Sie lehnte sich in eine Astgabel und knotete das Seil fest.

»Doppelter Palstek?« Die raue Aussprache von Hagen deutete darauf hin, dass er irgendwo in Ostfriesland aufgewachsen war. Frida mochte es, wie er redete. Das erinnerte sie an all die Seefahrergeschichten, die sie gern las.

Sie schnürte das Seil fest. »Okay, hab ich!«

»Na, dann häng dich mal dran!«

Frida zog den alten Reifen zu sich, den Hagen ans Ende des Seiles geknotet hatte, setzte sich hinein und hielt sich fest. Sie stieß sich ab und flog durch die Luft.

»Ja, ja, jaaaaa…«, rief sie laut, als sie vor- und zurückschwang. »Ich kann flieeeegen!«

Hagen stand neben ihr und lachte. »Deine eigene Schaukel.«

»Woher wusstest du, dass der Knoten mich hält?«

»Ein doppelter Palstek hält immer. Und du knotest ihn perfekt.«

»Willst du auch mal?« Sie schwang zurück.

Er winkte ab. »Ich muss wieder an die Arbeit.«

»Warte!« Frida sprang vom Reifen ab und lief zu ihm. Er öffnete die Arme, und sie warf sich hinein.

»Danke, Hagen! Du bist der Allerbeste!«

Als das Telefon klingelte, fuhr sie zusammen und verschüttete Tee auf ihrer Hose. Sie stellte die Tasse ab und lief in die Diele. Sie wollte nicht, dass ihre Mutter geweckt wurde. »Paulsen?«

»Haverkorn. Spreche ich mit Marta Paulsen?«

Frida erstarrte. Sie hatte seine Stimme sofort erkannt. Kriminalhauptkommissar Haverkorn. Es war ewig her, dass sie ihm begegnet war. So lange, wie Marit unter der Erde lag.

»Hallo?«, fragte er. »Frau Paulsen?«

»Ja, nein ...« Sie räusperte sich. »Ich bin die Tochter.«

Schweigen. »Frida?«

»Ja.«

»Sie wissen sicherlich, weshalb ich anrufe. Der Fall Ihres Vaters wurde mir übertragen, da wir von einem versuchten Tötungsdelikt ausgehen müssen.«

Frida schluckte. Sie hatte das Gefühl, in der Zeit zurückversetzt worden zu sein. Wieder dreizehn zu sein und Haverkorn gegenüberzusitzen.

Du verschweigst doch etwas, Frida! Mit wem hat sich Marit im Stall getroffen? Du musst es mir sagen!

»Ja, wie kann ich Ihnen helfen?«

»Ich würde gern persönlich mit Ihnen und Ihrer Mutter sprechen.«

»Meine Mutter schläft.«

»Das ist gut. Sie war sicherlich die ganze Nacht auf den Bei-

nen.« Er schwieg einen Moment. »Wie wäre es heute Nachmittag?«

Frida überlegte fieberhaft, was sie als Ausrede vorbringen konnte, um ihm aus dem Weg zu gehen. Aber ihr war klar, dass sie früher oder später auf Haverkorn treffen würde. »Um drei Uhr, hier auf dem Hof?«

»Ja gut!« Er bellte einen kurzen Raucherhusten in den Hörer. »Entschuldigung. Bis heute Nachmittag. Und, Frida …«

Sie erstarrte. »Ja?«

»Es ist gut, dass Sie zurück sind!«

†

Kriminalhauptkommissar Bjarne Haverkorn legte den Hörer auf den Apparat in seinem Büro und starrte ihn an. Frida Paulsen. Er atmete langsam aus. An der Stimme hatte er sie nicht wiedererkannt. Dunkel und erwachsen hatte sie geklungen, immerhin waren über achtzehn Jahre vergangen. Wie sie wohl heute aussah? Er sah die Dreizehnjährige von damals vor seinem geistigen Auge: lässige Klamotten, kurze Haare, strenger Blick. Das Mädchen, das keines hatte sein wollen. Frida, die Ängstliche, die Aufsässige. Frida, die Lügnerin.

Oder hatte er sich in ihr getäuscht?

Hatte er sich verrannt in den Gedanken, dass sie ihm nicht alles erzählt hatte, was sie über den Tod ihrer Freundin wusste? War er zu verbissen darauf aus gewesen, den Täter zu finden, dass er sich die Lüge in ihrem Blick nur eingebildet hatte? Oder war sein Gespür richtig gewesen?

Er konnte es heute nicht mehr exakt einordnen, was ihn dazu bewogen hatte, diesem verängstigten Mädchen zu misstrauen. Kurz bevor ihre Eltern sie auf das Internat geschickt hatten, hatte er Frida das letzte Mal gesehen. Fast zwanzig Jahre war

das jetzt her. Eine Ewigkeit, wenn man Ende fünfzig war und vor der Pensionierung stand.

Haverkorn starrte aus dem Fenster seines Büros im zehnten Stock in Richtung der Itzehoer Stadtkirche St. Laurentii. Sonst genoss er die Aussicht, heute verlor sich sein Blick in der Ferne. Frida war wieder zurück auf dem Paulsen-Hof. Das war zu erwarten gewesen nach dem brutalen Überfall auf ihren Vater. Dass ausgerechnet er diesen Fall übertragen bekommen hatte, war Zufall. Er war am Sonntagmorgen zu Hause erreichbar gewesen. Sein Vorgesetzter, der sich wegen einer Hochzeit in Berlin aufhielt, hatte ihn angerufen. Natürlich hatte Haverkorn den Fall übernommen. Für einen versierten Ermittler wie ihn eine Routineangelegenheit. Deshalb war er gleich ins Büro gekommen.

Als er von der Bereitschaft in Kenntnis gesetzt worden war, hatte es sofort Klick gemacht. Der Name Paulsen war für Haverkorn wie ein Trigger, der ein Karussell von Bildern und Emotionen in Gang setzte. Er hatte sich sofort ins Jahr 1998 zurückgesetzt gefühlt, in das kleine Dorf in der Elbmarsch, als sei er erst gestern dort hinausgefahren. Dabei war er vor vielen Monaten zum letzten Mal in Deichgraben gewesen. Frühling, schätzte er. Oder Frühsommer.

Der Fall Marit Ott, bei dem er die größte Niederlage seiner Karriere hatte einstecken müssen. Diese Leichensache war sein erster Fall als Leiter einer Mordkommission gewesen. Und der letzte. Er hatte das Amt danach niedergelegt, war wieder in die Reihen der Ermittler getreten, weil er gescheitert war. In jeglicher Hinsicht. Selbst seine Ehe war fast daran zerbrochen.

Haverkorn griff nach seiner Jacke, holte eine Schachtel Zigaretten hervor und steckte sich eine davon in den Mund. Dann dachte er daran, dass im Büro Rauchverbot herrschte. Er war allein, dennoch schob er die Zigarette zurück in die Schachtel

und stand auf. Der untere Aktenschrank war lange nicht geöffnet worden. Darin lagen einige der Altfälle. Haverkorn griff nach den Fallakten von Marit Ott und stapelte die rosafarbenen Aktenbündel auf seinem Schreibtisch. Die Seiten kannte er fast auswendig.

Auch wenn es einer seiner ältesten Fälle war – er hatte nie aufgehört, sich damit zu beschäftigen. Dieser Fall war sein persönliches Waterloo gewesen, doch er hatte die Schlacht noch immer nicht aufgegeben, so aussichtslos ein Sieg mittlerweile auch sein mochte.

Haverkorn schlug die Seite mit den Tatortfotos auf. Wie viele Male hatte er sie angeschaut? Hatte über ihnen gegrübelt und sich davon anspornen lassen, nicht aufzugeben? Er konnte es nicht sagen. Die Gefühle waren immer noch da, wenn er die Bilder betrachtete. Nicht so heftig wie damals am Tatort in dem verlassenen Viehstall und in den Wochen danach. Aber dieses tote Mädchen auf den Fotos brachte etwas in ihm zum Schwingen. Einen tiefen Schmerz, einen Verlust, den er bis heute nicht verarbeitet hatte.

Haverkorn klappte die Akte zu und sah auf seine Armbanduhr. Es war noch Zeit, bis er aufbrechen musste. Er brauchte einen Kaffee und ein neues Notizbuch. Er nahm eines der blauen Exemplare der Behörde aus einem Schubfach und steckte es in seine Ledertasche. Im Besprechungsraum stellte er den Wasserkocher an und schüttete eine Tüte Instantkaffee in eine Tasse. Während er auf heißes Wasser wartete, sah er aus dem Fenster. Direkt neben ihrem Gebäude lag die Justizvollzugsanstalt, die älteste und kleinste ihrer Art in Schleswig-Holstein mit nur zweiunddreißig Haftplätzen. Gerade war kein Hofgang, der Außenbereich lag verlassen da. Nur ein Stockentenpaar saß neben dem kleinen Teich im Hof. Die Natur vereinnahmte selbst ein Gefängnis für sich, als wäre es eine Selbst-

verständlichkeit. Der Wasserkocher klackte. Haverkorn goss das Wasser in die Tasse mit dem Kaffeegranulat und gab Milch hinein.

Er lächelte in einem Anflug von Freude. Frida Paulsen war zurück. Wie schnell sich das Grau des Alltags verkehrte.

In erster Linie ging es bei dem heutigen Gespräch auf dem Hof um den Anschlag auf ihren Vater. Aber Haverkorn hatte an Fridas Stimme gehört, dass der Fall Marit sie beide noch nicht losgelassen hatte. Dass noch nicht alle Karten gespielt waren. Dieses Mal würde er die Akten nicht eher im Schrank verstauen, bis der Fall abgeschlossen war. Und wenn der Stapel bis zu seiner Pensionierung auf der Schreibtischkante liegen blieb.